



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bulle, Constantin: Lamarmora´s Buch. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Lamarmora's Buch.

I.

Lamarmora's Rechtfertigungsschrift macht neuerdings wieder so viel von sich reden, daß es schon deshalb gestattet sein mag, noch einmal auf sie zurückzukommen. Wir glauben allerdings, daß auch ohne dies Grund dazu vorhanden wäre. Die deutsche Presse hat zwar gleich nach dem Erscheinen des Buches mancherlei Auszüge daraus gebracht und hat von dem feindlichen Geiste, den die Schrift gegen unsren leitenden Staatsmann athmet, ausführlich geredet; aber im Allgemeinen hat sie sich doch mehr in aphoristischen Verdammungsurtheilen bewegt, als sich zu einer sorgfältig prüfenden Würdigung die Zeit genommen. Gleichwohl berühren uns die Verhandlungen, die Lamarmora in seiner Weise darstellt, zu nahe, als daß sie nicht unsrem Publicum in wahrheitsgetreuer Beleuchtung vorgeführt zu werden verdienten. Man könnte freilich einwenden, daß Homberger in seinen vortrefflichen Aufsätzen über die preussisch-italienische Allianz dies schon vor Lamarmora gethan habe, und daß auch der letzte Band von Reuchlin's Geschichte Italiens dieses wichtige Ereigniß nach den besten vorhandenen Quellen unparteiisch schildere; allein dem gegenüber muß doch zugestanden werden, daß der italienische Ministerpräsident mancherlei neues Material mitgetheilt hat, und daß es, auch abgesehen davon, nur angemessen erscheint, seinen Auslegungen und Deutungen jene Beachtung zu schenken, die man einem Manne von seiner Stellung, ungeachtet alles vorgefaßten Mißtrauens, nicht wohl verweigern darf. Wenn sich dabei dann herausstellen sollte, daß zu diesem Mißtrauen in der That die triftigsten Gründe vorliegen, so daß die Glaubwürdigkeit Lamarmora's fast gleich Null zu setzen ist, so wird das vielleicht unsere ultramontanen Heißsporne als privilegirte Kämpen für Wahrheit und Recht bewegen, sich nach einem andern Arsenal umzusehen, aus dem sie Waffen gegen den verhassten Staatskanzler entlehnen können.

Der erste Eindruck, den man von Lamarmora durch das Studium seines Buches gewinnt, ist der eines Mannes von ziemlich beschränktem Gesichtskreise und unbeschränkter Eigenliebe. Die Unbefangenheit, mit welcher er seine

Tugenden der Welt offenbart, und die zierliche Bescheidenheit, mit der er dann wieder an andern Stellen von sich redet, um den höflichen Leser zum Widersprechen zu verlocken, sind so naiv, daß bei uns ein Schriftsteller sich dadurch vollständig ruiniren würde. Aber man würde andererseits doch auch geneigt sein, ihn gerade auf Grund dieser Ungeschicklichkeiten für berechnungslos und ehrlich zu halten. Diese günstige Voraussetzung, der auch wir gehuldigt haben, wird zuerst gefährdet durch die gelegentlichen Lobsprüche, die hier und da in dem Buche preußischen Einrichtungen in überschwenglicher Weise gespendet werden. Man wirft sich die Frage auf, was diese überflüssigen Zuthaten sollen, da es dem Verfasser doch nicht gelingt, seine Abneigung gegen Preußen und Deutschland zu verdecken, und man wird kaum zu einer andern Antwort gelangen können, als daß die Absicht dabei die sei, sich den Anschein der Unparteilichkeit beizulegen und für die bitteren Angriffe und Vorwürfe eine größere Vertrauenseligkeit bei dem Leser zu erwecken. Diese Aufgabe war eigentlich gerade für Lamarmora gar so schwer nicht; denn bekanntlich galt er seit langer Zeit für einen eifrigen Bewunderer des preußischen Heerwesens und wurde auf den italienischen Caricaturen mit Vorliebe durch eine Pickelhaube gekennzeichnet. Eine gewisse Hinneigung zu dem Staate, der so Vortreffliches geschaffen, ließ sich daher bei ihm sehr wohl voraussetzen, und wir bezweifeln auch gar nicht, daß er sie früher gehegt habe. Aber seitdem grade von Berlin aus seiner Eigenliebe empfindliche Wunden geschlagen wurden, verwandelte sich diese mehr oder minder kräftige Sympathie, etwa von 1865 an, in wachsende Abgunst und hat sich jetzt augenscheinlich in bittere Feindschaft verkehrt. Uns persönlich ist es deshalb auch gar nicht zweifelhaft, daß die Herausgabe des Buches ganz unmittelbar mit der Reise Victor Emanuel's nach Berlin zusammenhing und den bestimmten Zweck hatte, eine Annäherung zwischen Deutschland und Italien zu erschweren. Man hat dagegen wohl geltend gemacht, daß ein Buch von 3—400 Seiten sich doch nicht so aus dem Ärmel schütteln lasse, sondern eine längere Zeit zur Abfassung erfordere. Aber man hat dabei übersehen, — wenigstens erinnern wir uns nicht, daß es anderweitig schon hervorgehoben ist — daß Lamarmora selbst indirect eingesteht, er habe das Werk schon vor Jahren geschrieben. Mit nackten Worten sagt er dies von dem noch heute ungedruckten zweiten Theile; aber daß es mit dem vorliegenden ersten nicht anders steht, ergibt sich aus folgendem Umstand. Lamarmora druckt das wichtigste von allen Actenstücken, die er behandelt, nicht mit ab, den preußisch-italienischen Allianzvertrag vom 8. April 1866, und begründet das damit, daß derselbe ausdrücklich als ein Geheimvertrag abgeschlossen und seines Wissens bis jetzt noch von Niemand in seinem vollständigen Texte veröffentlicht worden sei. Nun hat aber Bonghi, der erste Publist Italiens, in seiner Schrift *L'Alleanza Prussiana e l'Acquisto della Venezia* den Wort-

laut schon im August 1870 mitgetheilt, was doch Lamarmora unmöglich unbekannt bleiben konnte; schon damals muß dieser Theil seines Buches also geschrieben gewesen sein. Daß eine Umarbeitung später vorgenommen ist, zeigen andere Stellen; aber Nichts hindert anzunehmen, daß der erste Theil im vorigen Sommer ebenso druckfertig im Pulte des Generals bereit lag, wie jetzt noch der zweite.

Lamarmora eröffnet seine Geschichte des Bündnisses von 1866 mit einem Vorspiel, das nicht ohne Interesse ist, aber mit der Haupthandlung freilich in sehr geringem Zusammenhange steht. Er erzählt uns, wie er 1861 von Cavour nach Berlin gesandt wurde, um den König Wilhelm zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen. Wenn der Leser schon daraus entnimmt, daß der General für eine dem preussischen Hofe genehme Person gehalten wurde, so fehlt es auch nicht an Hinweisen, welche uns in diesem Glauben bestärken und uns zugleich von der vortheilhaften Meinung belehren, welche der Italiener von der norddeutschen Großmacht hegte. Mit gesperrten Lettern wird uns z. B. eine Stelle aus einem Berichte vom 17. Februar zu Gemüthe geführt, die ein achtungswerthes Vertrauen in die preussischen Waffen verräth. „Der französische Gesandte, so heißt es da, glaubt, im Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Preußen, werde letzteres keinen Widerstand leisten können; aber ich meinerseits glaube, über die Resultate einer solchen Eventualität ließe sich mancherlei reden.“ Die Aufgabe Lamarmora's bei dieser Sendung von 1861 konnte keine andere sein als die noch recht kühle Stimmung zwischen Berlin und Turin ein wenig zu erwärmen, und diese Aufgabe mag sie wohl erreicht haben. Jedenfalls dürfte sie der wohlwollenden Strömung, die am preussischen Hofe mit der feindlichen einen beständigen Kampf führte, einige Stärkung verschafft haben, was denn immerhin schon ein Verdienst war. An eine Anerkennung des neuen Königreiches, das damals noch nicht einmal vom Parlamente proclamirt war, konnte selbstverständlich noch nicht gedacht werden; sie ließ noch beinahe anderthalb Jahr auf sich warten. Daß Lamarmora uns über diesen bedeutungsvollen Schritt nichts Genaueres mittheilt, wird man ihm nicht vorwerfen wollen, zumal er damals, den politischen Geschäften und der Hauptstadt fern, in Neapel das Brigantenunwesen bekämpfte. Mit einigem Befremden vermißt man aber jede Hindeutung auf den bekannten Annäherungsversuch, den Herr von Bismarck kurze Zeit nach seinem Eintritt ins Amt unternahm. Wenn unser Autor uns auch Neues darüber mitzutheilen außer Stande war, so gehörte doch dieser erste Schritt zur Anbahnung einer preussisch-italienischen Allianz viel enger zur Sache als seine eigene Mission vom Jahre 1861. Fast sollte man glauben, es sei ihm nie etwas davon bekannt geworden, wie im December 1862 der italienische Gesandte plötzlich aus Berlin nach Hause geeilt

war und Auskunft auf die Frage des neuen preussischen Premiers gefordert hatte: welche Haltung Italien in einem Kriege der beiden deutschen Großmächte beobachten werde. Das Ministerium Farini antwortete darauf: man werde Italien stets unter den Gegnern Oesterreichs finden; und wenn diesem Meinungsaustrausch zunächst auch keine weitere Folge gegeben wurde, so war doch zwischen beiden Cabinetten jetzt engere Fühlung gewonnen und die Italiener konnten wissen, welche Ereignisse Bismarck kommen sah und was er im Auge hatte. Weshalb erzählt uns nun Lamarmora von diesem Zwischenfalle gar Nichts? Der Grund, den wir für den wahren halten, wird dem Leser dieser Zeilen zunächst vielleicht etwas spitzfindig und gesucht erscheinen; allein wir bezweifeln nicht, daß er späterhin ihm zustimmen wird. Wir werden nämlich sehen, wie Lamarmora all sein Mißtrauen gegen Bismarck's ernste Absichten, mit ihm (1866) einen Vertrag zu schließen, auf die Befürchtung gründet, Preußen wolle mittelst desselben nur günstigere Bedingungen in der schleswig-holsteinischen Sache von Oesterreich erpressen; an einen Kampf um die Hegemonie in Deutschland denke es gar nicht. Diese Befürchtung muß aber sehr schwach fundirt erscheinen, wenn Lamarmora darum gewußt hat, daß Bismarck schon vor dem Austausch der Erbherzogthümer-Frage dem italienischen Cabinette die Perspective eines österreichisch-preussischen Krieges gezeigt hatte. Deshalb verschweigt er die Episode ganz und thut, als ob er sie gar nicht kenne. Glauben wird ihm das Niemand, zumal er ausdrücklich erzählt, daß ihm der Gesandte in Berlin, de Launay, derselbe, welcher jene Anfrage vermittelt hatte, nach seiner Ernennung zum Premierminister (September 1864) gründliche Informationen über Preußens bisherige Haltung zu Theil werden ließ, Informationen, unter denen die Erzählung jenes Vorganges nothwendig eine Hauptrolle spielen mußte. Lamarmora aber stellte sich, als ob dieselben nur Bezug gehabt hätten auf den Abschluß eines Handelsvertrages, den Italien im Mai 1864 in Antrag gebracht, und den Preußen aus Rücksicht auf Oesterreich wieder habe fallen lassen, als die Verhandlungen schon fast zur Reife gediehen waren.

Es war das Ministerium Minghetti, an dessen Platz Lamarmora trat, als jenes den Unruhen zum Opfer fiel, die im Verfolg der Septemberconvention vom Jahre 1864 in der getreuen Hauptstadt Turin zum Ausbruch kamen. Durch diese Septemberconvention war die römische Frage für die nächste Zeit von der Tagesordnung abgesetzt worden: Italien verzichtete zum großen Verdruß der Actionspartei bis auf Weiteres auf ihre allein annehmbare Lösung. Es liegt auf der Hand, daß nichts für das neue Cabinet gefährlicher gewesen sein und sein Ansehen gründlicher verdorben haben würde, als wenn es sich in der zweiten großen nationalen Frage, der venetianischen, zu einem ähnlichen Verzicht verstanden hätte. Von Paris aus suchte man

freilich dahin zu wirken und einen diplomatischen *modus vivendi* zwischen Oesterreich und Italien anzubahnen, dessen Herstellung Drouyn de Lhuys im November 1864 dadurch lockender machen zu können glaubte, daß er in der Ferne die Aussicht auf eine friedliche Abtretung Venetiens erscheinen ließ. Auf solche Zukunftsbilder konnte sich Lamarmora natürlich nicht einlassen; die leiseste Nachgiebigkeit in dieser Richtung würde seine Stellung erschüttert haben. Mit allen Kräften mußte er vielmehr dahin streben, solche politische Verwickelungen herbeizuführen, die entweder den kriegerischen Erwerb Venetiens ermöglichten oder Oesterreich dergestalt in die Enge trieben, daß es seine Rettung nothgedrungen durch die Aufgabe seiner italienischen Besitzungen zu erkaufen veranlaßt wurde. Unter diesen Umständen erregten die Nachrichten von einer wieder hervortretenden Spannung zwischen Berlin und Wien in Florenz nicht geringe Aufmerksamkeit. So wenig Hoffnung Lamarmora, seinen jetzigen Angaben nach, von Anfang an auf Preußen setzte, so bezwang er doch sein Mißtrauen, besonders als Bismarck im Mai 1865 die Verhandlungen wegen des Handelsvertrages wieder aufnahm, und Herr von Usedom, der preussische Gesandte, dem italienischen Ministerpräsidenten immer häufigere Besuche abzustatten anfang. In wenigen Monaten gedieh das Zermürfniß der deutschen Großmächte zur äußersten Schärfe, und im Juli erschien der Bruch fast als unvermeidlich. Ende des Monats stellte Herr von Usedom in Florenz ungefähr ebendieselbe Anfrage, die de Launay im December 1862 in Turin vorgelegt hatte. Aber die Antwort lautete diesmal weniger unumwunden. Anstatt seine innerliche Befriedigung zu erkennen zu geben, hob Lamarmora vielmehr, hauptsächlich um Zeit zu gewinnen, Zweifel und Schwierigkeiten hervor. Er wollte sich nicht von Preußen dazu gebrauchen lassen, einen Druck auf Oesterreich auszuüben, und scheute sich überdies, durch einen selbständigen Schritt die französische Regierung zu verletzen. Ohne die Absichten des Kaisers zu kennen, so erklärte er Usedom unverhohlen, könne er keine Verbindlichkeiten eingehn. Wäre der Krieg wirklich ausgebrochen, so hätte Italien bei der Stimmung des Volkes allerdings durch kein Ministerium sich von der Theilnahme zurückhalten lassen; das war eine so offenkundige Thatsache, daß Lamarmora auch bei dem französischen Gesandten Malaret ein genügendes Verständniß dafür voraussetzen durfte. Aber bekanntlich kamen die Dinge damals nicht so weit. Bismarck, dem es mit dem Kriege voller Ernst war, nahm die scheinbare Schlappe auf sich, den Gasteiner Vertrag zu schließen, und Usedom, der mit vollem Vertrauen die Unheilbarkeit des Conflictes und die Unvermeidlichkeit des Krieges gepredigt hatte, befand sich in Florenz in einer üblen Lage. Er nahm einen zweimonatlichen Urlaub.

Höchst bezeichnend für Lamarmora ist es, wie er diese Vorgänge aufnahm. Gewiß hatte er Ursache sich Glück zu wünschen, daß er keinen Vertrag mit

Preußen abgeschlossen und sich dadurch nutzlos compromittirt hatte. Aber er vergaß völlig, daß ihm Preußen noch gar nicht mit bestimmt formulirten Vorschlägen gekommen war, und hatte, wie es scheint, auch nicht das leiseste Verständniß dafür, daß Bismarck, nur der Noth gehorchend auf dem betretenen Wege eingehalten, und Usedom nur nach bester Ueberzeugung, vielleicht etwas zu lebhaft, gesprochen hatte. In seinen Augen war die Unzuverlässigkeit und Treulosigkeit der preussischen Politik jetzt eine ausgemachte Thatsache. Sollte er ja wieder mit ihr in wichtigen Fragen zu rechnen haben, so schrieb er das ängstlichste Mißtrauen als Regel vor; konnte er aber sein Hauptziel, den Erwerb von Venetien, ohne Bismarck erreichen, so war er von der größeren Vorzüglichkeit dieses Weges aufs Tiefste durchdrungen.

Nach einer Richtung hin hatte, so schien es ihm, doch selbst die verhaßte Gasteiner Convention Italien die Wege geebnet. Bestimmte sie nicht, daß der österreichische Besitzantheil von Lauenburg gegen eine Geldentschädigung an Preußen übergehe? Und ließ sich nun, da in der Wiener Hofburg der Verkauf eines Landes im Princip zugegeben war, nicht die Anwendung desselben Principis auch auf Venetien hoffen? Kurz, er beschloß das Eisen zu schmieden, so lange es noch heiß sei. Ein vornehmer Modenese, der Graf Malagazzi,*) der am Wiener Hofe gut angeschrieben war, sollte der Vermittler sein. Das höchste Gebot, das er für Venetien und Welschtyrol thun durfte, war eine Milliarde Francs; auch war er ermächtigt einen günstigen Handelsvertrag in Aussicht zu stellen, durfte aber keine Verpflichtungen eingehen, die Italien gebunden hätten, in einem orientalischen oder deutschen Kriege Oesterreich zu einem Ersatz für die abgetretenen Besitzungen, etwa zu den Donaufürstenthümern oder Schlesien zu verhelfen. Malagazzi erzielte indeß in Wien keinen Erfolg; Anfang Dezember kehrte er zurück und mußte berichten, daß der Kaiser den Verkauf Venetiens für ehrenrührig halte. Doch war immerhin eine gewisse Fühlung zwischen den beiden feindlichen Höfen gewonnen, und da die Beziehungen Oesterreichs zu Preußen schnell genug wieder auf den Gefrierpunkt sanken, so suchte man in Wien durch französische Vermittlung Italien auf billigere Weise an sich zu ziehen. Man versprach nämlich im Januar 1866 eine halbe indirecte Anerkennung in der Weise, daß alle aus dem Königreich kommenden Waaren nach dem mit Sardinien 1851 geschlossenen Zollvertrage behandelt werden sollten, während sie

*) Lamarmora sucht offenbar für seine großen Indiscretionen dadurch Buße zu thun, daß er in Nebenpunkten sorgfältig den Discreten spielt, und besonders Personen, die er gelegentlich erwähnt, nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet. So erscheint Malagazzi nur als Graf M. Auch daraus darf man wohl schließen, daß sein Buch geschrieben ist, ehe durch andre italienische Publikationen der Name des modenesischen Unterhändlers bekannt wurde. Undernfalls wäre diese Geheimthuerei doch gar zu lächerlich.

bis dahin nach den mit ihrem Ursprungslande (Toscana, Kirchenstaat u. s. f.) einst geschlossenen Verträgen verzollt wurden. Eine solche Abfindung hatte indeß für Italien äußerst geringen Werth und war nicht im Stande, es von einer preußischen Allianz, sofern diese ihm sonst zusagte, abzuziehn.

Bismarck hatte mittlerweile nichts unterlassen, um den zürnenden Achill zu begütigen. Auf der Rückreise von Biarritz sprach er in den ersten Tagen des November in Paris mit Nigra und „gab ihm zu verstehen, daß der Krieg mit Oesterreich unvermeidlich sei. Er zeigte sich voll Vertrauen, daß Frankreich ihm nicht feindlich sein werde, und um zu zeigen, wie er sich auf unsre Beihülfe verlasse, erklärte er ohne Weiteres: wenn Italien nicht da wäre, so müßte man es erfinden.“ Ueberdies regte er den Handelsvertrag wieder an und betrieb ihn mit dem Gesandten in Berlin, Herrn von Barral, so eifrig, daß er noch vor Schluß des Jahres vereinbart wurde. In den ersten Monaten 1866 wurde die Zustimmung der Zollvereinsstaaten erwirkt und im März die beiderseitige Ratification vollzogen. Nicht bedeutungslos war es, daß aus diesem Anlaß Victor Emanuel im Januar endlich den schwarzen Adlerorden erhielt, dessen er bislang noch nicht gewürdigt war.

Nichts desto weniger und trotz des wachsenden Conflictes zwischen Preußen und Oesterreich, hegte Lamarmora nur geringes Vertrauen, daß er auf diesem Wege etwas erreichen werde. Er glaubte kaum noch an die Möglichkeit eines Krieges, und da die italienischen Finanzen mit donnernder Stimme zur Sparsamkeit riefen, so wurden auch im Heere Maßregeln beliebt, die nur durch die sichere Erwartung fortdauernden Friedens gerechtfertigt werden konnten. Um so näher lag es, jeden andern Weg ängstlich auszuspähen, der vielleicht zum Ziele führen möchte. Malagazzi's erfolglose Sendung schien doch ein Mittel noch nicht ausgeschlossen zu haben, das vielleicht zum friedlichen Erwerb Venetiens gebraucht werden konnte: eine Entschädigung an Land und Leuten. Diese konnte Oesterreich aber nur an einer Stelle geboten werden, an der Donau, und gerade hier trug sich Anfang 1866 ein Ereigniß zu, das sich möglicher Weise verwerthen ließ. Am 24. Februar wurde der Hospodar Gusa gestürzt; war das herrenlose Rumänien nun nicht das beste Tauschobject, das man Oesterreich bieten konnte? Der Gedanke lag zu nahe, als daß man ihn nicht von italienischer Seite hätte ergreifen sollen; Lamarmora jedoch hält es für gut, sich von jeder Mitschuld frei zu sprechen und alle Verantwortlichkeit dem Commendatore Nigra, dem Gesandten in Paris, in die Schuhe zu schieben. Man wird nicht umhin können, dieses Verfahren höchst sonderbar zu finden. Der Minister kann nicht läugnen, seine Gesandten ermächtigt zu haben, jenen Tausch zur Sprache zu bringen; man sollte also glauben, damit habe er auch die Verantwortlichkeit dafür übernommen; trotzdem entblödet er sich nicht, mit der unschuldigsten Miene von der Welt jenes

Project als illoyal zu verdammen und es wie einen hoffnungslosen, fast möchte man sagen dilettantischen Privateinfall Nigra's zu behandeln. Vielleicht denkt er dadurch die mangelhafte Kunde, welche er dem Leser von dem Schicksal jenes Planes giebt, zu rechtfertigen; allein er verräth grade genug, um erkennen zu lassen, daß die Verschweigung des Restes ihren guten Grund habe. Was er uns mittheilt, ist, daß Nigra am 28. Februar*) oder richtiger wohl am 9. März „zum zweiten Male“ dem Kaiser die besagte Combination vorgeschlagen, und daß dieser es übernommen habe, sich darüber mit England zu besprechen. Nigra's Absicht ging nicht dahin, daß Italien selbst den Tausch beantragen sollte; vielmehr müsse es sich auf die Allianz, welche Preußen anbiete, einlassen, wenn aber die Großmächte eine gütliche Verständigung mit Oesterreich auf Grund jenes Tausches ermöglichen sollten, dann müsse es seinerseits annehmen. Die preußische Allianz sollte also zunächst als Drücker dienen, um Oesterreich und die Neutralen gefügiger zu machen, und erst, wenn sie diesen Zweck nicht erfülle, sollte sie wirklich abgeschlossen werden. Wie sehr Lamarmora sich auch bemüht, diesen Gedankengang ausschließlich Nigra beizumessen, so liefert er doch das Material, um zu erkennen, daß er selbst ihn getheilt. Nicht allein, daß er sich am 20. April auf Erklärungen beruft, die er England gegeben habe: es werde der Krieg ganz gewiß ausbrechen, wenn Oesterreich Venetien nicht gütlich abtrete, Erklärungen, die einem andern Zeitpunkte als diesem gar nicht zugetheilt werden können; — sondern er hat dem General Govone, den er nach Berlin schickte, Instruktionen gegeben, die auf jene Verhandlungen Bezug hatten. Ehe wir derselben gedenken, sei nur kurz erwähnt, daß Nigra schon am 17. März das Scheitern des Tauschplanes meldete. England wollte nichts davon wissen, und Napoleon konnte es auch nicht Ernst damit sein; denn er wünschte damals lebhaft den Krieg zwischen den beiden Großmächten, weil er selbst dadurch die Gelegenheit zur Regulirung seiner Ostgrenze zu erlangen hoffte.

Es war ihm daher ganz Recht, daß Italien auf die Vorschläge einging, die Preußen ihm machte. Am 28. Februar wurde bekanntlich in Berlin jener Ministerrath abgehalten, dem Moltke, Manteuffel, der Gesandte in Paris

*) So wenigstens nach der deutschen Uebersetzung (Mainz, bei Kirchheim). Hier trägt der Brief, in welchem Nigra anzeigt, daß er Tags zuvor beim Kaiser gewesen sei, das Datum des 1. März. Da er aber in diesem Briefe bereits von kriegeriſchen Eröffnungen Preußens spricht, so muß diese Angabe falsch sein. Außer Stande das Original zu vergleichen, setzen wir daher einstweilen einen Druckfehler (etwa statt 10. März) voraus; unmöglich scheint es freilich nicht, daß dieser Druckfehler sich auch im italienischen Texte fände, und dann würde es schwer sein, an einen bloßen Zufall zu glauben und nicht vielmehr eine absichtliche Vordatirung zu argwöhnen, deren Zweck sein würde, den Umstand zu verschleiern, daß Lamarmora gleichzeitig mit Govone's Sendung den Nigra'schen Plan betrieben habe.

von der Goltz, u. A. bewohnten, und der sich ernstlich mit der Kriegsgefahr beschäftigte. Nach Paris zurückgekehrt, ließ von der Goltz gegen Nigra den Wunsch fallen, Italien möge einen General nach Berlin senden. Es war mehr eine Andeutung, als eine Einladung, und ebendeshalb war sie nicht direct durch Barral oder Usedom, sondern gesprächsweise durch von der Goltz und Nigra vermittelt. Diesen Unterschied verstand aber Lamarmora nicht oder giebt sich wenigstens den Anschein. Der General, den er sich auserkor, nahm die Miene an, als ob es sich um den sofortigen Ausbruch des Krieges handeln müsse. Es war Govone. Ueber all den schätzenswerthen Eigenschaften, die ihn sonst auszeichnen mochten, besaß dieser Mann eine, die ihn in Lamarmora's Augen zwar ganz vorzüglich zu seiner Aufgabe befähigte, die aber einer schnelleren und offeneren Verhandlungsart sehr im Wege stand; er war von einem Mißtrauen gegen Bismarck und Preußen beseelt, das womöglich selbst die argwöhnische Gesinnung seines Vorgesetzten noch übertraf. In seinen Berichten machte er gar kein Hehl daraus, daß sein eigentlicher Herzenswunsch der war, Bismarck zu überlisten; und bei den Instruktionen, die er mitbrachte, durfte er für diesen Wunsch auf die lebhafteste Zustimmung seines Auftraggebers rechnen.

Diese Instruktionen, leider! theilt uns Lamarmora nicht mit; er bedauert, sie nicht zu besitzen. Wir bedauern das noch viel mehr; denn wir müssen uns nun mit den Andeutungen begnügen, die sich in den Berichten finden. In der Hauptsache freilich genügen die auch; denn sie lassen vollkommen deutlich erkennen, daß Govone angewiesen wurde, Rücksicht auf das Nigra'sche Tauschproject zu nehmen. Man erinnert sich, daß dies wahrscheinlich am 9. März dem Kaiser Napoleon vorgelegt wurde, daß es jedenfalls bis zum 17. in der Schwebe blieb. Govone aber erhielt seine Instruktionen gleichfalls am 9. Wenn nun in diesen von „andern Combinationen und andern Unterhandlungen die Rede war, deretwegen es nützlich sei, daß man in Wien glaube, Preußen und Italien seien zum Kriege geneigt“ (Postscript Govone's vom 15. März), so heißt es doch wahrlich dem Leser einen wahren Köhlerglauben zumuthen, wenn er diese andere Unterhandlungen nicht mit den Nigra'schen Versuchen identificiren soll, wozu uns zu überreden Lamarmora einen schüchternen Anlauf nimmt. Wohl mochte ihm daran liegen, zu verdecken, daß er selbst geneigt war, sich der preußischen Unterhandlungen nur als eines Hülfsmittels zu bedienen, um seinen andern Plan zu fördern; denn wenn er dies eingestanden hätte, so würden dem Leser die Haare zu Berge gestiegen sein ob der Unverschämtheit, mit welcher die Italiener grade diese selbe Tendenz dem Grafen Bismarck erst unterschieben und dann zum Vorwurf machen. Mit der zähesten Hartnäckigkeit gehen sie davon aus und halten sie daran fest, daß der preußische Staatsmann sie nur als „Vogelscheuche“ habe brauchen

wollen, um von Oesterreich bessere Bedingungen in Schleswig-Holstein zu erreichen. Aber, so jubelt Govone, das soll ihm nicht gelingen! Aussicht mit ihm zu einem Vertrage zu gelangen, ist zwar nicht vorhanden; ich könnte deshalb nur gleich wieder abreisen; aber ich will bleiben um Oesterreich bange zu machen und Zeit für die famosen „andern Combinationen“ zu gewinnen; habe ich das glücklich erreicht, dann ist es zum Abbruch noch früh genug: „dann hat die Natter den Charlatan gebissen.“

So dachte und schrieb der italienische Unterhändler am 15. März, nachdem er Tags zuvor eine erste, lange Unterredung mit Bismarck gehabt und dieser ihm mit einer staunenswerthen Offenheit und Klarheit (Klarheit selbst noch in dem Referate Govone's) die ganze Sachlage und alle seine Pläne dargelegt hatte. Daran, daß man den Krieg sofort beginnen könne, sei nicht zu denken, das schickte Bismarck sogleich voraus; auch gestand er unverhohlen, daß es dem Bündniß mit Italien in Berlin nicht an Gegnern fehlte. Er aber wünsche dasselbe und wünsche es gleich, weil er es brauche, um den König an seine Politik zu binden. Als deren Ziel bezeichnete er die Hegemonie Preußens in Norddeutschland; nur dieses rechtfertige einen so gewaltigen Krieg, wie der mit Oesterreich sein werde; um der Erbherzogthümer willen dürfe man ihn nicht anfangen. Seine Absicht sei deshalb, eine Reform des deutschen Bundes in Anregung zu bringen und die Berufung eines Parlamentes zu fordern, darüber werde es zum Bruch mit Oesterreich kommen. Die Zeit, die bis dahin noch verstreichen könne, schätzte er auf mehrere Monate. Es schien ihm begreiflich, daß Italien Bedenken tragen möchte, sich soweit hinaus zu binden, und wenn es deshalb auch im Interesse seiner eigenen Politik einem sofortigen Kriegsbündniß (für dessen Inlebenreten er selbst den Zeitpunkt bestimmt haben würde) den Vorzug gab, so schlug er doch zugleich auch zwei andere Formen vor, entweder: Italien solle an den zu schließenden Vertrag erst dann gebunden sein, wenn Preußen die Berufung eines Parlamentes gefordert und damit die Schiffe hinter sich verbrannt habe; — oder: das Bündniß, welches man schliesse, solle noch gar keine Bestimmungen über eventuelle Kriegshülfe enthalten, sondern nur ein allgemein gehaltener Freundschaftsvertrag sein, der dann im gegebenen Augenblick durch ein Kriegsbündniß ergänzt werden konnte.

Den beiden Italienern (Barral nahm an der Unterhaltung Theil) kam diese Auswahl sehr wunderbar vor. Besonders bei Govone stand es jetzt unerschütterlich fest, daß Bismarck gar keinen ernstlichen Vertrag mit Italien schließen, sondern sich ihrer nur als Strohmannen bedienen wolle. Vielleicht, so schoß es ihm durch den Kopf, sei die Absicht auch nur die, Italien an einem gültlichen Vergleich mit Oesterreich durch einen solchen Vertrag zu hindern, weil es in Preußens Interesse liege, für alle Fälle die Rivalität

zwischen dem Kaiserstaat und dem jungen Königreich zu erhalten. Jedenfalls mußte es ihm die größte Thorheit dünken, sich auf irgend ein Abkommen mit dem intriganten preussischen Minister einzulassen. Wenn er versprach, über die verschiedenen Vorschläge nach Hause zu berichten, so that er das nur in der Absicht, die wir schon kennen; er hoffte Bismarck mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, und die Befürchtungen wegen eines Bündnisses, die man in Wien hegen mußte, zu Italiens Vortheil auszunutzen.

Einige Tage standen die Verhandlungen nun still, weil Lamarmora's Weisungen von den italienischen Bevollmächtigten erwartet werden mußten. Gerade diese Tage waren aber reich an Aufregung für Bismarck. Um die Person des Königs herum hatte sich ein lebhafter Krieg der Parteien entsponnen, dessen nächster Gegenstand die Audienz war, die Govone bei dem Monarchen haben sollte. Sie war auf den 17. März festgesetzt, aber es gelang den Gegnern, sie unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit des Königs hinauszuschieben. Am demselben 17. März stellte der österreichische Gesandte die förmliche Anfrage, ob Preußen die Gasteiner Convention zu zerreißen und den Frieden zu brechen gedenke. Bismarck mußte diese Frage natürlich mit Nein beantworten und Oesterreich erklärte sich „einigermassen befriedigt“. Die Gegner des Ministers drängten aber noch weiter und arbeiteten für eine volle Verständigung mit Oesterreich. England, das seine Vermittlung anbot, arbeitete ihnen in die Hände. „In einem Zustande heftiger Aufregung“ theilte Bismarck dies Barral mit. Offenbar war ihm Angst, daß ein neues Gastein alle seine Entwürfe zertrümmern könne. In dieser Noth schienen ihm die Italiener zum Rettungsanker werden zu können. Hätten sie nicht mit größtem Nachdruck den sofortigen Ausbruch des Krieges gefordert und von monatelangen Fristen nur mit Widerwillen gesprochen? Sollten sie nicht bereit sein, ihrerseits den Krieg sogleich jetzt anzufangen? Die Freiwilligencorps hätten ja die bequemste Gelegenheit dazu geboten. Aber freilich konnte Bismarck keine Gewähr dafür leisten, daß Preußen sogleich andern Tags nachfolgen werde; er konnte nur sein Wort verspfänden, daß er sein Verbleiben im Amte davon abhängig machen werde. Das genügte aber weder Barral noch Govone, und man wird ihnen schwerlich einen Vorwurf daraus machen dürfen, daß sie für ein solches Wagstück keine Verantwortlichkeit übernehmen mochten. Aber auch Bismarck selbst bestand nicht lange auf dieser Idee, schon andern Tags, am 20. März, hatte er sie aufgegeben, und man wird wohl nicht irre gehen, wenn man vermuthet, daß er in der Zwischenzeit Kenntniß von der famosen österreichischen Note vom 16. März erhalten hatte, durch welche die deutschen Regierungen aufgefordert wurden, für die Mobilisirung der Bundesarmee und den Anschluß derselben an das österreichische Heer zu stimmen, falls es zwischen den beiden Großmächten zum Bruch kommen sollte. Dieser

übereilte Schritt mußte nicht allein das preußische Ehrgefühl lebhaft reizen und dadurch Bismarck's Stellung befestigen, sondern er rückte auch den Ausbruch der Feindseligkeiten weit näher, als man bislang hatte annehmen können. Der preußische Ministerpräsident, unerschöpflich an Plänen und geschmeidig wie keiner, sie den jedesmaligen Umständen anzupassen, gründete darauf einen neuen Vorschlag. Man solle, so empfahl er, in den allgemeinen Freundschaftsvertrag, von dem am 14. die Rede gewesen war, die Bestimmung aufnehmen, daß beim Eintritt gewisser kriegerischer Eventualitäten sofort ein schon jetzt zu vereinbarendes Schutz- und Truxbündniß in Kraft trete. Aber auch damit kam er schlecht an. Barral und Govone wußten nicht, was sie aus diesen stets wechselnden Vorschlägen, deren gemeinsamen Grundzug sie nicht zu erkennen vermochten, machen sollten, und vollends dem unglücklichen Lamarmora ward ganz wirr im Kopf, da ihm der Telegraph jeden Tag ein anderes Project meldete. Zu allem Ueberfluß fing nun gar sein eigener Gesandter noch an, durch selbständige Vorschläge seine Confusion zu vermehren. Barral fragte nämlich am 21., ob es nicht vielleicht gut wäre, das von Bismarck in erster Linie am 14. März vorgeschlagene sofortige Kriegsbündniß mit der Einschränkung anzunehmen, daß es hinfällig sein solle, wenn der Krieg nicht binnen zwei Monaten ausgebrochen sei. Jetzt war Lamarmora ganz durchhin, und was noch lächerlicher ist, er mäkelte auch nachträglich, um sich zu entschuldigen, noch an Barral's Telegramm herum und will es als zweideutig hinstellen: er habe nicht daraus ersehen können, ob die zweimonatliche Frist für den vorgeschlagenen allgemeinen Freundschaftsvertrag oder für das Kriegsbündniß habe gelten sollen. Glücklicher Weise war Barral resoluter als sein Auftraggeber, und Bismarck zugänglicher für fremde Vorschläge als Govone. Am 23. März verständigten sich der preußische Minister und der italienische Gesandte dahin, des Letzteren Vorschlag festzuhalten und auszuarbeiten, mit der einzigen Aenderung, daß statt zweier drei Monate Gültigkeit für das projectirte Bündniß stipulirt werden sollten. Nachricht von dieser Verständigung wurde sogleich an Lamarmora gesandt. Aber gegen diesen schien sich jetzt Alles verschworen zu haben. Den festen Boden, den er nun glücklich (und wahrlich ohne sein Verdienst) unter den Füßen zu haben glaubte, entriß ihm grausam ein Telegramm Nigra's vom selben Tage, das ihm meldete: Meine Ansicht ist, man müsse sich für den Augenblick auf den allgemeinen Freundschaftsvertrag beschränken. „Meine Ansicht ist!“ Welch unglückliche Zweideutigkeit war das wieder! Sollte das heißen: meine Privatansicht, oder steckte dahinter der Rath des Kaisers? Das mußte um jeden Preis ergründet werden; denn welches Unglück wäre es gewesen, wenn man gegen Napoleon's Willen das dreimonatliche Schutz- und Truxbündniß angenommen hätte! Noch am selben Tage ersuchte also Lamarmora den

genauen Freund des Kaisers, den Grafen Arese, sich nach Paris zu begeben, um das Dunkel zu lichten. Aber ehe dieser abgereist und angekommen war, eine Audienz erhalten und darüber berichtet hatte, verstrich noch eine volle Woche (das erste Telegramm des Grafen ist vom 30. März) und in dieser ereignißreichen Zeit häufte jeder Tag neue Sorge auf Lamarmora's Haupt. Der Kaiser von Oesterreich telegraphirte selbst nach Berlin, daß er nicht die Absicht habe anzugreifen; Napoleon drohte mit Verweigerung seiner Hülfe, wenn Italien den ersten Schritt zum Kriege thue; Bismarck wurde krank und legte sich zu Bett; Moltke gestand zu, daß die Gerüchte von österreichischen Rüstungen sehr übertrieben seien; Govone verlangte Instruktionen; Nigra versicherte in Paris irriger Weise, daß Italien den allgemeinen Freundschaftsvertrag zu unterzeichnen entschlossen sei; endlich meldete Barral, daß er den Wortlaut des dreimonatlichen Bündnisses mit Bismarck vereinbart habe: das waren die Hiobsposten, die am 23. 24. 25. 26. und 27. März in Florenz einliefen. Es war noch ein Glück, daß Bismarck ein paar Tage im Bette gelegen hatte; ohne diesen Zeitgewinn wäre Lamarmora ganz rathlos gewesen. Als er am Abend des 27. die sechs Paragraphen des Bündnißentwurfes durch den Telegraphen ersuhr, hatte er zwar auch noch keine Nachrichten von Arese, aber die Abwesenheit des Königs gab ihm die beste Gelegenheit eine positive Erklärung noch um „zwei bis drei Tage“ hinauszuschieben und einstweilen nur am 28. seine persönliche Zustimmung zu den Grundzügen des Vertrags zu melden. In der Zwischenzeit trafen Telegramme und Briefe von Arese und Nigra ein. Der Kaiser weigerte sich zwar, wie sie meldeten, Verpflichtungen zu übernehmen; aber er führe eine sehr kriegerische Sprache; er rathe zu gemeinsamer und gleichzeitiger Action mit Preußen; wenn Oesterreich zuerst angreife, werde Frankreich nicht umhin können Italien zu Hülfe zu kommen; dasselbe werde geschehen, wenn Preußen vertragsbrüchig einen Separatfrieden schließe und Oesterreich dann allein über Victor Emanuel herfiele. Mehr konnte man doch von der Sphinx auf dem Kaiserthron nicht verlangen, und so faßte sich Lamarmora ein Herz und ermächtigte seine Gesandten am 3. April zur Unterzeichnung des Vertrages.

Am 3. April. Weshalb nicht schon am 30. oder 31. März, wie er es am 28. in Aussicht gestellt? Warum nicht wenigstens am 1. April, da doch die letzten pariser Nachrichten, die uns mitgetheilt werden, Tags zuvor angekommen waren? Lamarmora giebt darüber keine Andeutungen; aber er vermeidet auch ängstlich das Datum des 3. April zu nennen. Er, der sonst mit Vergnügen längst gedruckte Depeschen aus seiner Feder noch einmal abdrucken läßt, übergeht die vortreffliche Depesche mit Stillschweigen durch die er an jenem Tage die Ermächtigung ertheilte, den Entwurf vom 27. März zu unterzeichnen, ja er sagt nicht einmal ausdrücklich, daß er überhaupt diese

Ermächtigung abgesandt habe; wir lesen nur in einem Telegramme Govone's vom 5., daß dieser sie erhalten. Ohne Grund kann weder dieses Stillschweigen, noch die Verzögerung von drei Tagen sein, die es verschleiert; ohne Grund kann auch die Lücke in der Correspondenz Nigra's nicht sein, der mit dem 31. März für einige Zeit ganz unsichtbar wird. Bei dem Eindruck, den wir von Lamarmora's Politik wie von seiner Schriftstellerei gewonnen haben, ist es uns unzweifelhaft, daß am 1. und 2. April noch eine wichtige telegraphische Correspondenz mit Paris stattgefunden hat, und daß diese erst die letzten Bedenken Lamarmora's hat hinwegräumen müssen.

Auch sind die äußerlichen Vorgänge bekannt genug, die den Anlaß zu dieser Correspondenz gegeben haben müssen. In Arese's Telegramm vom 30. März wird bemerkt, daß der Prinz Napoleon, der nach Italien reise, keinen Auftrag des Kaisers mitnehme. Gleichwohl begab sich der Prinz umgehend nach Turin zum Könige und dann nach Florenz, wo er mit den Ministern alsbald Zusammenkünfte hatte. Möchte er auch wirklich „ohne Mission“ sein, so hatte er doch ohne Zweifel den Italienern allerlei mitgetheilt, dessen Bestätigung aus des Kaisers Munde wünschenswerth schien. Bismarck, dessen gute Quellen wir später noch zu bewundern Gelegenheit haben werden, combinirte die Reise des Prinzen sofort mit dem Ausbleiben der Antwort, die Lamarmora für den 30. März zugesagt hatte. Er sprach Benedetti gegenüber (wie dieser in seiner Mission en Prusse erzählt) die Besorgniß aus, daß „das Cabinet von Florenz mehr als einen Plan auf einmal verfolgte.“ Ihn beunruhigte, daß Lamarmora nach seiner Unterredung mit dem Prinzen sofort nach Turin gereist war und dort (was der italienische Ministerpräsident übrigens bestreitet) im Beisein des Königs einen Ministerrath abgehalten habe. Weshalb Lamarmora die Reise des Prinzen in ein so geheimnißvolles Dunkel hüllt, weshalb er Nigra und Arese mit dem 31. März völlig verstummen läßt, das vermögen wir im Einzelnen nicht zu durchschauen, und es ist nur eine Vermuthung, die sich nur auf einige mysteriöse Sätze der Note vom 3. April stützt, wenn wir anzunehmen geneigt sind, daß der Prinz, der Begünstiger einer französisch-italienisch-preussischen Trippel-Allianz, von Plänen gesprochen habe, in denen das linke Rheinufer und die Donaufürstenthümer eine bedeutende Rolle spielten.

Wie dem auch sei, Govone und Barral wurden am 3. April zur Unterzeichnung des Entwurfes vom 27. März ermächtigt. Es ist hier die rechte Stelle, um auf eine wunderbare Naivität des italienischen Ministers hinzuweisen, die den Mann vortrefflich characterisirt. Wir erwähnten schon, daß er den definitiven Vertrag, der am 8. April abgeschlossen wurde, nicht abdrucken will, weil derselbe ein geheimer sei und er das Geheimniß nicht zuerst brechen wolle. Aber er bedenkt sich nicht, den Vertragsentwurf vom

27. März wörtlich mitzutheilen, obgleich derselbe bis auf eine einzige Stelle, die nachher gestrichen wurde, genau mit dem gültigen Vertrage übereinstimmt. Und diese einzige Aenderung bringt er durch ein Telegramm Barral's auch noch zur Kenntniß der Leser, so daß diese in der That, wenn sie nicht ganz auf den Kopf gefallen sind, den Vertrag durch ihn, der einen Ehrenpunkt darein setzt, ihn zu verschweigen, kennen lernen würden, wenn sie nicht durch Bonght ihn schon kennen. Jene einzige Aenderung aber verdient nicht minder erwähnt zu werden, weil sie unserm Kaiser zu hoher Ehre gereicht. Nach dem Entwurf verpflichtete sich Italien, in gegebenem Falle an Oesterreich „und die deutschen Regierungen, welche mit Oesterreich gegen Preußen verbündet sein könnten“ den Krieg zu erklären. Dieser Zusatz wurde weggelassen. Homberger führt diese Aenderung auf den Rath des Kaisers Napoleon zurück, „welchem daran lag, daß Italiens Verbindlichkeiten sich innerhalb möglichst enger Schranken hielten“; deswegen hätten die Italiener erklärt, sich nur zum Kriege gegen Oesterreich verpflichten zu wollen. Aber in einem Telegramm Barral's vom 8. April heißt es ausdrücklich: „Auf den Wunsch des Königs wurde die Stelle weggelassen, welche am Schluß des Artikels II erwähnt u. s. f.; der General und ich sind der Ansicht, daß diese Auslassung auch in unserm Interesse sei.“ Letzteres gewiß nicht mit Unrecht, wengleich die Gefahr eines Flankenangriffs durch bairische Truppen, die dadurch beseitigt wurde, nicht eben groß war. König Wilhelm aber wollte ohne Zweifel den Vorwurf vermeiden, ein Bündniß mit dem Auslande gegen deutsche Staaten geschlossen zu haben. Deshalb fehlte von vornherein in dem Vertrage auch der sonst gebräuchliche Passus, daß Freunde und Feinde für beide Theile dieselben sein sollten.

Constantin Vulle.

Kritische Bemerkungen zu Goethe's Biographien

von

C. A. S. Burkhardt.

(Aus Seidel's Briefen und Goethe's Tagebüchern 1775—76.)

Die frühesten Zeit des Goethe'schen Aufenthaltes in Weimar, bei weitem die anziehendste seines ganzen weiteren Lebens, ist seit des Dichters Tode in ihrer Kenntniß durch eine Menge bedeutender Briefwechsel und sonstige Darstellungen gefördert worden. Aber dennoch wird man nicht sagen können, daß auch